

Das Wiedersehen / Von Ellen Lenski

Der Spiegel zeigte ihm im Morgengrauen ein übermäßiges Gesicht. Die Wangen waren aufgedunsen, grau die Haut. Trübe, unschattig, blickten Augen, deren Farbe nicht ganz bestimmbar schien. Schwankend zwischen braun und blau. Ruth hatte einmal gesagt: „Am Tag hast du braune Augen, aber abends, ab elf sind sie blau.“

Da er sich an Ruth erinnerte, an die Freundin von Kindheit an, überkam ihn beides: Scham und Sehnsucht. René riß das Fenster auf. Luft sollte in die zigarettenverrauchte Atmosphäre dringen. Er selbst hielt sein Gesicht in die Morgenfüße, um wach und frisch zu werden. Unten, in der Tiefe, lag die herbstnebelverhüllte Stadt Breslau. Von Kirchtürmen, deren Spitzen in grauen Schleiern staken und daher unerkennbar waren, riefen Kloden zur Frühmesse. Vereinzelt tönten Autosignale und Mädelklirren über hartes, unmachgiebiges Pflaster. Ein Peitschenschlag, ein „hü“ und „ho“ klang bis zu ihm hinauf. Doch der Kutscher blieb unsichtbar. An alledem aber merkte René, daß die Stadt Breslau erwachte.

Undeutlich entsann er sich des vergangenen Abends. Mit seinen Verwandten, die er hier besah, einem verheirateten Vetter, zwei nicht mehr ganz jungen Nissinen, hatte er sich verabredet. René wohnte im Hotel. Hebertriebene Zuspruchsannahme von Gastfreundschaft liebte er nicht. Eigentlich wußte er kaum, weshalb er von Berlin hierhergefahren war. Innere Umrast trieb ihn oft zu Sinnlosem. Das hatte es schon früher gegeben. Vor Hüller. Zum Beispiel: man sah da zusammen im engen Freundeskreis, plauderte über Reisen und Erlebnisse. Da erwählte einer das Wort „Bouillabaisse“. Sofort fühlte René den schärften, gewürzten Geschmack dieser an südlichen Meeren so gern geschmeckten Fischsuppe auf der Zunge, mit der Nase spürte er förmlich den Duft, der aus dampfender, rotbrauner Flüssigkeit stieg. Er stahl sich aus der Gesellschaft fort, verschwand. Am nächsten Abend erhielt jeder der Freunde ein Telegramm von René. Es kam aus Marseille. „Bouillabaisse überall ausverkauft. Bin melancholisch. Kehre morgen heim. Euer René.“ Oder: er hatte mit Ruth nach dem Theater ein russisches Restaurant aufgesucht. „Medwied“ hieß es. Lag in der Nähe des Wittenberg-Platzes, Berlin W. Man trank ziemlich viel. Ruth war ein guter Kamerad beim Wein. Plötzlich verspürte sie Lust auf starken Kaffee. „Der Kaffee in Berlin ist schlecht“, klagte Ruth. „Nirgends gibt es besseren Kaffee als in Prag. Selbst in Wien hat er mir nicht so geschmeckt.“ — „Fahren wir nach Prag“, schlug René vor. Ruth war niemals Spielverderber. Zwei Stunden später saßen sie im D-Bus Berlin-Prag. Landeten um Morgengrauen am Majarski-Bahnhof. Ramen sich im Juli-Sonnenschein etwas dämlich verkatert vor. Schließen lange im Hotel, fanden dann die Sache sehr unlik und blieben noch zwei Tage. Ruth entschuldigte sich telephonisch in ihrer Berliner Redaktion. Sie hatte zum Glück einen Chef-

redakteur, der Spaß verstand. Er gab ihr gleich noch zweimal vierundzwanzig Stunden Urlaub.

So ganz selbstlos hatte René, er gestand es sich nachher ein, damals die Reise nach Prag nicht unternommen. Sondern in der Hoffnung, Ruth würde mit ihm schlafen. Doch sie verlor niemals ihren Willen. Auch wenn sie gekrümmt hatte. Sie lachte ihn aus, als er das Ansuchen stellte. Mit hörbarem Knack verriegelte sie die Tür hinter sich im Hotel. Dabei war Ruth nicht prüde. Hatte schon viel und herzlich geliebt. Aber René war und blieb, wie sie ihn spöttisch nannten im Freundeskreis, Ruths „Kometenschweif“.

Es gab eben Dinge, die man sich mit Geld nicht erkaufen konnte. René hatte immer Geld gehabt. Er wußte gar nicht, und es war ihm noch heute unvorstellbar, was es heißt, arm zu sein. Sohn eines berühmten Berliner jüdischen Arztes, hatte man ihn gekauft, zwecks späteren „Leichteren“ Fortkommens. René war begabt, aber voller Hemmungen. Bestand zwei Hochschullexamina summa cum laude, ungewöhnlich jung; erhielt dank väterlicher Beziehungen sofort eine glänzende Stellung in einem Industrie-Unternehmen. Arbeitete nicht viel, weil ihn diese Arbeit nicht interessierte. Sah lieber über abseitigen Wirklichkeitsfernen Büchern. Speicherte erhebliches Maß von Wissen und Gelehrsamkeit in sich auf.

Weshalb hätte René sich auch um die Wirklichkeit kümmern sollen? Ob Kaiserreich oder Republik, der Vater blieb der berühmte Arzt. Es gab noch andere Leute mit Namen und Namen in der Familie, die zu den besten, angesehensten der Berliner Bourgeoisie zählten. Das Vermögen wuchs ohne Zutun. So wußte René trotz Wissen und Gelehrsamkeit eigentlich nicht, was in der Welt dort draußen, in der Menschen ungeschützt von Namen, Familie, Tradition und Vermögen lebten, vorging.

Mitunter hörte er es von seiner Freundin Ruth. Ruth war ein seltsame-Mädchen. René hatte sie kennen gelernt, da war Ruth zwölf Jahre alt. Sie spielten zusammen am Strand einer kleinen Nordsee-Insel, schlossen Freundschaft und gelobten sich kindlich-pathetisch, diese Freundschaft fürs Leben zu halten. Dann aber waren sie doch viele Jahre auseinandergekommen. Als sie sich wieder sahen, sagten die Leute zu René bereits „Herr Doktor“, und Ruth war Redakteurin in einer großen Berliner Zeitung. Für ihre Arbeit interessierte er sich nicht. Sie war ihm, wie er sagte, zu sehr auf den „Tag gestellt“. Aber er ging gern mit Ruth aus und trank. Wenn er trank, vergaß René alle Hemmungen und Komplexe, die seiner Heberfensibilität und seiner Hebernerbosität entsprangen. Weides aber — das Heberfensible und Hebernerböse — kam daher (nur wußte er es nicht), daß er im Leben niemals auf sich selbst gestellt gewesen war. Sondern immer zu Hans gelebt hatte, ein verzogenes Mutterjüngchen. Es waren da noch zwei Geschwister: ein Bruder und eine Schwester. Außerherb lebensfähig, tummelten sich beide in zeitgemäßen Berufen. Der Bruder

Kaufmann, die Schwester Sekretärin. Nur René sah auf dem Eisenbeinturm, trieb dort Philosophie und sah auf die anderen herab.

Im Grunde auch auf Ruth. Ruth hatte ihm unverständliche „plebejische“ Reigungen. So gehörte sie einer sozialistischen Partei an. So las sie Bücher, die René verachtete. Es schien ihm — dem Eisenbeinturm-Philosophen absurd und lächerlich, daß es Menschen gab, die allen Ernstes behaupteten, das historische Geschehen ließe sich materialistisch erklären. Hochmütig lebte er solche Weltanschauung ab. Stritt darüber oft heftig mit Ruth. Warf ihr einmal im hitzigen Eifer eine Schale mit Pfirsichen an den Kopf. Ruth fand das sehr komisch, nahm es ihm weiter nicht übel. Wie sie den ganzen René nicht so ernst nahm. Auch traf sie sich nur mit ihm, falls sie gerade nichts Besseres vorhatte. Behandelte ihn dann als Studienobjekt. Als teils komisches, teils bemitleidenswertes Produkt einer bestimmten bürgerlichen Schicht. Im Grunde wußte René nichts von ihrem Leben. Dennoch hielt sie das Band der Ninderfreundschaft. Wenn auch Ruth über ihre, eigene Sentimentalität mitunter spottete.

Dann kam Hüller. Einige Tage darauf telephonierte René Ruth an. Niemand meldete sich. Ruth war fort. Später erfuhr er, sie hatte fliehen müssen. Jetzt lebte sie in Prag. Prag? René dachte an ihre gemeinsame sorglose Reise. Ob Ruth sich wohl manchmal daran erinnerte, wenn sie jetzt durch Prag ging? Nicht mehr ein heiterer Gast in dieser schönen ewigen Stadt, sondern Emigrantin, Flüchtling, hier Schutz und Asyl suchend?

René blieb in Berlin. Zwar verlor er die Stellung. (Es mühte nichts, daß sie ihn als Kind gekauft hatten. Nach der Masse ginge es, sagten die neuen Herren, nicht nach der Religion.) Aber das Geld nahm ihm keiner. Man stand ja, trotz Mord und Barbarei, auf dem Standpunkt des Privateigentums. Dieses Geld jedoch war festgelegt, man bekam es nicht heraus. Man hätte fortgehen können, gewiß. An solch einem Eisenbeinturm-Philosophen lag den Nazis nichts. Doch ohne Geld. Das Geld wäre dageblieben. Wie aber konnte man, den Vanasitäten des Lebens spottend, die armselige Wirklichkeit tief verachtend, abstrakte Philosophie treiben — ohne Geld? Außerdem — man war so verwöhnt. Man liebte westeuropäisches Konfort, westeuropäisches Klima, man liebte die gewohnte Umgebung, das gewohnte Behagen. Lieber steddte man es ein, als Deklassierter, als zweifelhaftes Individuum zu gelten. Wenn nur im äußeren Lebensstil alles beim alten blieb! Und es gab ja so nette, gefällige Trostmittel: Radio, Geselligkeit, die jetzt wieder im engbegrenzten, abgetobt-abgeschlossenen Kreis bestrieben wurde. Geselligkeit „unter sich“. Und noch ein Trostspender war vorhanden: Alkohol. Schämte man sich seiner eigenen Kleinmütigkeit, und diese Scham fühlte nicht nur René, sondern viele der daheimgebliebenen Eisenbeinturm-Philosophen, „Dichter und Schriftsteller, emp-

fanden sie, so griff man zur Flasche. Erjoff Etel in Wein und Kognak. Bergaß — berauscht — wie erbärmlich man geworden war, weil man kampflos vor dem Peiniger zu Kreuze kroch. Daher auch die Unrast. Reisen, trinken, trinken, reisen. Das zweite natürlich nur im Inland, im großen deutschen Reich. Fabriken über die Grenzen erregten Verdacht, auch hätte man sich einschränken müssen, da Devisen knapp bewilligt wurden. Und er konnte ja alles dieser René, nur nicht — sich einschränken.

Jetzt also Breslau. Wieder so eine sinnlose Reise. Was ging ihn dieser Beiter an, der noch mit Ach und Krach Geschäfte machte? Geschäfte, von denen René nichts verstand, und für die er sich nicht interessierte. Also gestern abends hatte er sich mit den Verwandten treffen wollen. Nach dem Abendessen. René war allein nachmahlen gegangen. In irgendein Beisel. Das liebte er. Matväterisch die Aufmachung, holzvertäfelte Wände, gezeichnete Tische, dennoch peinlich sauber, ein Kellner, Faktotum und leise vom Alter gefaltet.

René aß. Trank auch natürlich. Nicht mehr in friedlicher Beschaulichkeit. Wie früher. Wie mit Ruth. Sondern jetzt hastig, die Hände zitterten, in den Augen, die nicht mehr blau wurden, flackerte es. Je mehr er trank, desto länger dauerte es, bis jener kurze Zustand des Nausches eintrat, in dem er sich allen Widrigkeiten kraftvoll überlegen fühlte. Der Organismus war schon allzu sehr an Ausschweifungen gewöhnt.

Einer setzte sich an seinen Tisch. Klein, blicklich, mit breiten, roten Händen und schütterem, fahlen blondhaar. Sagte „Heil Hitler“. Sahen in René nicht die „feindliche“ Masse zu erkennen. René, das Duden gewöhnt, murmelte schüchtern Unverständliches. Der andere bestellte Rheinwein. Forderte René auf, mit ihm zu trinken. René haßte Weißweine. Liebte Spiegelnede Burgunder, samteneu Bordeaux. Fürchtete sich jedoch vor dem Wlonden, Schüttereren. Trank mit. Sagte auch „Heil Hitler“, obwohl er fühlte, wie es ihm dabei eilig über den Rücken kroch. Der andere klopfte nach ungezählten Gläsern René gönnerhaft auf die Schulter. „Na, was können Sie schon sein. Sächsischer Zigarettenreisender, he, hab ich's getroffen?“ René zuckte zusammen. Zwang sich zu lächeln. Er hätte gern gerufen: „Ich habe ein Buch über Psychoanalyse geschrieben, und sogar Freud hat es gelobt. Sie unverachteter Idiot!“ Doch sagte er nur: „Sie sind ein Menschenkenner, mein Herr. In der Tat. Meine Mutter war Sächsin. Doch reise ich in Zigaretten. Nicht Zigaretten.“ „Na also“, der andere rülpschte behaglich, „Rübenmüller versteht sich auf Leute. Schwere Zeiten. Trinken wir noch einen.“ René vergaß die Verabredung. Betrank sich sinnlos in dem Breslauer Beisel. Rübenmüller brachte ihn schließlich ins Hotel, dessen Name er von René mit Mühe erkundet hatte. „Diese Tabakreisenden vertragen auch gar nichts“, dachte er ärgerlich in der frohfindenden Nacht. Nach René's Ablieferung fühlte er sich noch immer oho und ungeschwächt. Folgte mit „Heil Hitler“-Gebrüll dem dunklen Loderuf einer Hure.

Die Morgentühle hat René ernüchert. Fort ist der Nausch, das Hochgefühl. Nachlässig leert er die Taschen, um sich anzuziehen, schlafen zu gehen. Gesteirnt hatte er noch ein paar Hundert. Heute, der Rest: drei Zwanzig-Markscheine, ein sehr zusammengemüllter Zehnmark-Schein. Es durchzuckte René plötzlich: zehn Mark darf man mitnehmen nach Prag. Mehr ist nicht erlaubt. Nie würde der geduckte René es wagen, gegen das Erlaubte zu verstoßen. Die drei

Pierre:

Fabrik im Herbst

Wenn am Morgen, noch im Dämmerseine, Sich die Gassen hastig schnell beleben, Und die Menschen, wie an unsichtbarer Reine, Sich in ihren Arbeitskreis begeben, Scheinen sie, im Sorgenmeer begraben, Menschen, die nur fremden Willen haben . . .

Aus den grauen Häusern, alt, zerklüffen, Eilen sie durch regenfeuchte Gassen, Sorgenlose ruhen in den Kissen, Früher Morgen heßt die breiten Massen, Magisch, düster stehen die Fabriken, Bierig, sprungbereit, die Armen zu erdrücken . . .

Hinter blinden Scheiben stockt das Leben, Die Maschinen fiebereifrig jagen, Nur die Schwindsucht können sie euch geben, Doch den Herren Gold zum Golde tragen, Dunkle Wolken malen Grau in Grau, Die Fabrik trinkt wie ein Zuchthausbau!

Tausend Griffe mordten tausend Seelen, Und du greiffst mit abgestorbenen Händen, Von den tausend Griffen darf nicht einer fehlen, Tag um Tag — wie wird das einmal enden — — ?

Hoffnungslos verschleichen deine Stunden, Jeder Tag schlägt neue, schwere Wunden — —

Einmal, Freunde, werden die Fabriken, Die uns heute Kastertief begraben, Die uns heute flavisch niederdrücken, Blut von uns in ihren Adern haben, Dann wird der Maschinen fieberheißes Singen Uns die Botschaft der Befreiung bringen!

Zwanzig-Markscheine langen für das Reise-Billet Breslau—Prag—Berlin. Einen Paß hat er bei sich. Ohne Paß geht er nicht einmal auf die Straße. Es ist ein guter alter Paß. Nichts an und nichts unterstreichen. Kein Judenpaß, keine Legitimation, die ihn als zweitrangigen Bürger dieses Staates hinstellt. Aus den Rocktaschen fallen noch ein paar Silberstücke. Großartig, man kann Ruth sogar seine Ankunft drabten. René geht zum Hotelportier, der sucht ihm die Züge aus. René telegraphiert. Ist glücklich. Das Telegramm ist gar kein Telegramm. Ist ein Brief, ein Sehnsuchtschrei. „Sehr erwartungsvoll. Dein René.“ René hat Ruth aßeinhalb Jahre nicht gesehen. Sie kommen ihm vor wie hundert. — — —

Da steht Ruth. Sie erscheint ihm größer, schlanker. Sonst unverändert. Nein, doch verändert. Wieso, warum, das läßt sich vom Coupé-Fenster aus nicht sagen. Ruth sieht blaß aus und versucht zu lächeln. René, weil ihm nichts Besseres einfällt: „Entschuldige, daß ich unrasiert bin. Aber in Breslau haben die Kriseure Sonntags geschlossen. Im übrigen, ich besitze nur zehn Mark. Aber vielleicht kann ich etwas aufreiben. Es sind einige Leute aus Berlin hier, die ich gut kenne.“ Jetzt lächt Ruth. Spöttisch, hart. „Mein lieber Junge, da wirst du wohl kein Glück haben. Bei mir nicht und bei den anderen nicht. In der Emigration läßt sich kein Geld machen. Uns geht's allen verflucht dreißig.“ Sie spricht sehr unumwunden, denkt René. Hat sie das früher auch getan? Möglich, doch erinnere ich mich nicht.

Draußen fällt kalter Herbstregen. Neben dem Bahnhof ist ein Café. „Gehen wir da hin-

ein“, sagt Ruth. Ihr ist schrecklich zumute. Irigendwie hat sie es dunkel geahnt, als das Telegramm kam. Hat sich nicht gefreut. Hat getracht, es wird nicht erquicklich werden, dieses Wiedersehen mit einem von früher, mit einem, der dageblieben ist und sich kampflos gefügt hat. Was ihr sofort auffällt. René's krankhafte Aufgeduntheit. Sie rührt in dem Teeglas. „Trinkst du viel?“ — „Niemlich.“ — „Warum?“ Seine Hände flattern nervös. Er zieht die Brauen zusammen. „Mein Gott, ist doch alles unerfreulich. Da trinkt man eben. Wir trinken alle.“ — „Wer ist das — wir?“ René nennt Namen. Namen, die in Ruth's Erinnerung einen guten Klang haben. Der eine davon ist Verfasser wesentlicher Bücher, der andere hat eine schöne Dichtung geschaffen. Sie trinken jetzt? „Warum arbeiten sie nicht?“ — „Sie können nicht. Man läßt sie nicht schreiben, was sie wollen.“ — „Warum gehen sie dann nicht fort? Es sind doch viele fortgegangen.“ — „Na, wer kein Geld hatte. Oder draußen eine Zukunft. Aber wer hat die schon von uns? Niemand heißt uns willkommen. Arbeiten dürfen wir drinnen und draußen nicht. Also trinken wir.“ — „Es ist entsehrlich“, denkt Ruth. „Was geht mich dieser aufgeschwemmte Trunkenbold, dieser hohle Schwärmer noch an?“ René fühlt alles, was Ruth durch den Kopf schießt. Es macht ihn nervös. Er versucht, das Gespräch vom Aktuellen abzulenken. Ins zu sehr Private. Nennommiert mit Frauengeschichten. „Jetzt wird er auch noch ekelhaft.“ René zieht Photographien aus der Brieftasche. „Die da ist Arlerin“, es soll stolz klingen. „So gedemütigt, so sllavisch sind sie schon, daß sie sich noch was drauf einbilden, psiui Teibel“, brüsk stößt Ruth die Bilder zurück. Mit gesenktem Kopf steckt sie René wieder in die Brieftasche.

Einen Augenblick Stille. „Komisch, du siehst gar nicht und doch wieder ganz anders aus. So ernst. Ich fürchte mich fast vor dir.“ Ruth preßt die Lippen zusammen. Nur dem nichts sagen. Von allem, was man durchgemacht hat. Vom Kampf um das Notwendigste, der jeden Tag neu ausgefochten wird. Nichts erzählen vom Heimweg und den qualenden Träumen in der Nacht. In denen einen immer wieder verfolgt, was man erlebte, bevor der sichere Boden von Prag erreicht war. Die Zeit in der Dresdner SA-Kaserne . . . Dem da nichts sagen.

„Ich habe mich so auf dich gefreut, Ruth.“ Es klingt liebend. Ruth mustert nochmals René's Gesicht. „Was hast du dir gedacht, als du herkamst?“ — René sieht Ruth verblüfft an. „Gedacht? Nichts. Nur — mit dir zusammen sein. Blaubern. Trinken.“ — „So. Das ist alles?“ — „Ja, was sonst? Wir haben uns doch lange nicht gesehen.“ Jetzt fühlt er sich beklissen zu fragen: „Wie geht es dir? Wie lebst du?“ — „Nun, so gerade eben.“ — „Was schreibst du?“ — „Verschiedenes. Nicht immer das, was ich möchte. Man muß leben.“ — René fühlt sich obenauf. „Na also, warum tust du da so hochmütig. Mußt ja auch Kompromisse schließen.“ — „Müssen wir alle. Kommt nur drauf an, zu welchem Zweck. Du tust es für das Fressen und Trinken, für deine Bequemlichkeit, ich —“, Ruth brach ab, es war ja so ekelhaft, dem da etwas aneinandersehen zu wollen, was er doch nie verstand. „Treibst du noch „philosophische“ Studien?“ lenkte sie ab. — „Natürlich. Für mich.“ — „Nimmer noch auf dem Eisenbeinturm?“ — „Weil du meine Arbeit nicht verstehst, brauchst du sie nicht herabzusehen.“ Er war froh, endlich einmal den Getränke trinken zu dürfen. Ruth lächte hell. „Armer Rußtneider, armer Waschlappen. Armer steckengebliebener Eisenbeinturm-

Geschäfte mit Ehrlichkeit

Von J. Behrendt

Nolly Webb ist der ehrlichste Mann der Welt. Außerdem, Nolly Webb ist ein lebender Beweis für die Behauptung, die ich schon immer vertreten habe: auch heute noch, in unseren so verschiedenen Zeiten, kann man von der Ehrlichkeit leben.

Beweis: Nolly Webb.

Er machte das so: er kutscherte in seinem vornehmen Auto — Gott allein weiß, wo er es her hatte — in einem gemütlichen Städtchen des Mittelwestens, sagen wir Babbisville, herum und stieg im ersten Hotel der Stadt ab. Da lebte er ein paar Tage, ab sehr viel, trank auch etwas, und dann erschien im „Babbisville Herald“ folgende feingedruckte Anzeige: Gestern in Park Avenue 20 Dollar-Note verloren. Nolly Webb. Nichts weiter, nichts von Belohnung und so. Nolly glaubte eben an die Ehrlichkeit der Menschen. Wichtig!

Am nächsten Tage kommt der ehrliche Finder zum ehrlichen Nolly, präsentiert ihm die 20-Dollar-Note und schaut Nolly fragend an. Nolly freut sich wie ein Kind, seine treuen blauen Augen strahlen Herzlichkeit. Seine Doppelkinne schwabbelt vor Aufregung, und er zieht seine Brieftasche, holt 50 Dollar heraus, drückt sie dem Finder in die Hand und ruft:

„Sie sind ein ehrlicher Mann!“ Dann schlägt er ihm auf die Schulter, als gelte es, einem Champion etwas Ordentliches zu zeigen, und der beschenkte Finder zieht glückstrahlend, wenn auch mit etwas schiefer Schulter ab.

Es vergingen nicht zwei Stunden, und ganz Babbisville wußte, daß Nolly der Mann aus dem Märchenland war, der für 20 Dollar 50 gab. Und ganz Babbisville wartete weileres ab.

Das weitere lief etwa eine Woche auf sich warten, dann erschien wieder ein Inserat im „Babbisville Herald“: 50 Dollar verloren. Nolly Webb.

Auf der ganzen Welt sind noch nie, so lange sie steht, so viele 50-Dollar-Noten gefunden worden wie in Babbisville. Ein Geldscheinregen schien über der glücklichen Stadt

niedergegangen zu sein, die Bewohner hatten ihn aufgefangen und trugen ihn nun glückstrahlend zu Nolly Webb.

Eine Schlange von Menschen zog sich vom Rathaus hin zum Hotel, gut zehn Minuten lang, und jedes Glied der Schlange hatte 50 Dollar bei sich. Strahlend empfing Nolly den ersten, der ihm das verlorene Geld brachte:

„Ja, Sie Braver, Sie Ehrlicher, wie glücklich ich bin, Sie kennengelernt zu haben!“, und Nolly steckte die Note ein. Der Bringer wartete. „Nun, mein Lieber, wünschen Sie noch etwas von mir?“ — „Die Belohnung!“ — „Welche Belohnung, davon stand doch nichts in der Zeitung!“ Immer treuer strahlen die blauen Nolly-Webb-Augen. „Sie sind ein braver, ehrlicher Mann, aber nun habe ich leider keine Zeit mehr für Sie!“ Die gewaltige Franke Nollys hatte den Mann schon durch die Hintertüre hinausbefördert. Der nächste kam. Er wurde sein Geld ebenso schnell los. Auch der übernächste. Und so fort. Wenn einer Krach machen wollte, meinte Nolly vergnügt: „Aber was denn, schämen Sie sich denn nicht... weil Sie mir meinen verlorenen Schein bringen?! Und der Mann mußte das Geld, das er ja gefunden hatte, Nolly dalassen, der den Verlust doch angezeigt hat.

Von 2 Uhr mittags bis 7 Uhr abends riß die Kette nicht ab. Es spricht sehr für Nollys psychologisches Verständnis, daß er richtig berechnete, daß keiner der Hereingefallenen den anderen die Blamage mitteilen würde; jeder gönnte dem anderen denselben Hereinfall, und hielt den Mund. Und Nolly hielt 9450 Dollar in seiner Hand, abends, Punkt 7 Uhr.

Etwas Mitternacht kletterte ein Mann mit verbissenem Gesicht und entschuldigter Pistole über die Fassade in das Zimmer von Nolly Webb. Dieser war aber schon in seinem vornehmen Auto in das genau 250 Kilometer entfernte Babbisville getragen worden, wo er im ersten Hotel der Stadt abstieg.

Und da behaupte noch einer, daß man von der Ehrlichkeit nicht leben kann; sicher wenigstens von der Ehrlichkeit der anderen.

Philosoph.“ Jetzt durfte er sogar beleidigt sein. Erzürnt mit Recht. Ruth steckte die Hände in die Manteltaschen. Amüsierte sich köstlich über den da. Nun hatte sie doch wenigstens ihren Spaß.

Er rückte unruhig hin und her. „Am ausgelacht zu werden, brauchte ich nicht zu dir zu kommen.“ Ruth bligte ihn an. „Wolltest du bemitleiden sein?“ — „Für uns ist es auch nicht leicht.“ — „So haut doch ab.“ René zuckte die Achseln. Ruth, ironisch-sanft. „Ich bemitleide euch ja, ihr armen reichen Juden. Die ihr auf euren Geldsäcken sitzt und euch das Haupt mit Asche bestreut. Pfui Deibel, sagte sie wieder, pfui Deibel.“ René sah sich scheu um. „Sprich nicht so laut. Vielleicht sitzt am Nebentisch ein Mann von der Genaro. Ich hab auch gehört, man wird gleich am Bahnhof fotografiert bei der Ankunft.“ — „An der Grenze haben sie mich durchsucht bis aufs Hemd.“ — „Wer? Die Tschechen?“ — „Nein, die haben mir später ihr Beileid ausgesprochen. Die — anderen.“ — „Wodank dich bei ihnen. Im übrigen, bist du furchtsam?“ — „Man muß vorsichtig sein. Man kann doch nie wissen. Neulich war jemand in Prag und wurde nach der Rückkehr gleich zur Genaro gebracht und verhört.“

Ruth beugte sich vor, sah René gerade ins Gesicht. „Mein Junge, dann zeig dich nicht mit mir. Sondern fahr schnell nach Hause, mit dem nächsten Zug. Was über mich im Wöllischen Beobachter“ gestanden hat, war nicht von Papp. Ich bin ja gewissermaßen stolz darauf. Aber für dich könnt's unangenehm werden. Ich tu auch hier so allerlei...“ René zuckte zusammen. „Ist das wahr?“ Seine Stimme erstarb in Flüstern. „Ich habe nichts gelesen.“ — „So? Wunderlich mich. Sonst alle Bekannten.“ — „Dann allerdings.“ René's Hände zitterten. „Ich geh lieber gleich. Nein, begleite mich nicht zum Bahnhof. Ist besser so. Ober, können Sie mir fünf Mark in Kronen wechseln? Danke. Bitte zwei Cognacs.“ Er trank sie beide allein. Drückte Ruth die Hand. „Vielleicht treffen wir uns mal an einem neutralen Ort. Später. War leichtsinnig von mir, in dieses Emigrantenest zu kommen.“ Er stand auf. Verschwand, den kleinen Koffer unter dem Arm, nicht sehr sicheren Schrittes. Ruth sah auf die Uhr. Es war halb zwölf. Schade. Schade? Nein, um den nicht. Sollte er nur zu Hitler fahren. Sollte er nur den Rest von Verstand vertrinken. Nur kein bürgerliches Mitleid. Um den da, um alle seines Schlags, — war es nicht schade.

Der Stuhl, der antiken Wert bekam



Ras, der Fürst, und Ras, der Berg

Ein Kapitel äthiopischer Grammatik

Ras Seyoum, der Negustreus, und Ras Gugla, der Abrünnige, sind Heerführer, der Ras Dschan aber ist ein Berg von annähernd Mont Blanc-Größe zwischen Adua und dem Tsana-See. Es gibt noch sehr viele Berge und Heerführer, die auf den Vornamen Ras hören, was außerdem noch „Höhepunkt eines Festes“, Gipfel und Häuptling bedeutet. Das Wort ist uns dazu aus allen europäischen Sprachen her vertraut, denn wir sprechen seit einigen Jahren besonders oft von „Rasse“. Diese ist gemeinsamen Ursprungs mit dem abessinischen Heerführer, bezw. Berggipfel- und Festeshöhepunkt-Ras, und die Wurzel geht auf das altsemitische Nisch oder Nausch zurück, das im Arabischen als Original-Ras fortlebt und gleichermaßen Stoff bedeutet. Einerseits brachten die Semiten den Ras nach Äthiopien, andererseits die Araber nach Spanien. Im Französischen des Mittelalters, zuerst in Südfrankreich, wird das bedeutungsvolle Wörtchen zuerst von den Mauren übernommen, bürgert sich schnell ein, verändert etwas die Bedeutung „Kopf“, „Gipfel“ und wird schließlich das, was heute „Rasse“ ist.

Was ebenfalls kaum bekannt ist: Addis Abeba trägt annähernd denselben Namen wie die erste jüdische Großstadt Tel-Aviv in Palästina. Abeba heißt Blume, bezw. Frühling, Addis Abeba also nicht nur „Neue Blume“, sondern auch „Neuer Frühling“. Der Stamm des Frühlings (auf Arabisch) ist identisch mit dem Stamm des Frühlings (auf Hebräisch) א-ב-ב, bezw. א-ב-ב. Während aus ähnlichen Gründen die Kaiserin Jaudith mit der semitischen Judith stammesgleich ist, zwar nicht im ethnologischen, aber im etymologischen Sinne.

Auch das fruchtbare Sanskrit hat Abessinien nicht mit seinen Einflüssen verschont, ebensowenig wie die Umgangssprache frei ist von Wörtern, die die Bantuneger, die Haussa, die Fulbe und andere Schwarze mitgebracht haben. Siffana heißt das Pferd — es kommt aus dem

Sanskrit, ebenso wie die abessinischen Pferde vom nahen Assen h. c. importiert wurden. Wunderlicher scheint schon, daß seit altersher nicht nur ein dem italienischen „Vora“ oder dem südlawischen „Bura“ ähnliches Wort für Starm gebräuchlich ist, sondern auch einen „Zesun“, in dem Kenner das chinesische „Zaitun“ begrüßen, das tatsächlich über ganz Asien hin bekannt ist und im heutigen Persisch ganz ähnlich lautet.

Das erste Gift scheinen die Abessinier aus Zentralafrika her geliefert bekommen zu haben, denn sie nennen es so, wie die Pygmäenstämme der Afrika und Bantwa es bezeichnen. Pfeil und Bogen dürften den Haussa-Negern entlehnt sein, für „Schwert“ gibt es ein halbes Duzend Worte, eines davon aus dem Arabischen. Unbekannt ist, daß der Lust-Pavillon von Kaiser Theodor I. bei Gondar auf den in anderem Zusammenhang geläufigen Namen „Alhambra“ hört; er ist, im Gegensatz zu dem spanischen Palast, längst zerfallen, da er aus etwas Holz und viel Stroh, aber nicht anderem bestand.

Die magere abessinische Poesie, soweit sie niedergeschrieben ist, kennt nicht nur den Versfuß, sondern sogar die Alliterationen des germanischen Siabreimes, was ein Zufall sein kann und keineswegs auf die rassistische Verwandtschaft der Danfali-Leute mit den Isländern hindeuten braucht. Bezeichnend ist es aber dafür, daß man sich in Ostafrika aus so ziemlich allen gebräuchlichen Sprachen und Kulturen etwas zusammengeliebt hat, was heute zum Abessinischen geworden ist. J. B.

Heiteres

Selbstbetrachtung. Forscher (der von Kanibalen gefangen worden ist): „Sonderbar — in Europa ist man nun der berühmte Forscher, und hier — eine Portion.“

Das kommt davon. „Herr Meier“, sagte der junge Mann feierlich, „Ihre Tochter hat mir eben versprochen, mich zu heiraten.“ — „Meier's Jüge drücken Mitleid aus. „Das ist aber Ihre eigene Schuld“, meinte er milde, „was anderes konnten Sie erwarten, wenn Sie dauernd hier zu Besuch kommen?“

Schwierige Therapie. „Herr Doktor, halten Sie meinen Rheumatismus für gefährlich?“ — „Gefährlich nicht, aber ich warne Sie trotzdem, Ihr krankes Bein auf die leichte Achsel zu nehmen.“

Vorteilhafter für sie. „Bist du denn nicht mehr mit der Emma verlobt?“ — „Nein, sie wollte mich nicht haben.“ „Na, so was; hast du ihr denn nicht von deinem reichen Onkel erzählt?“ — „Ja . . . leider . . . jetzt wird sie meine Tante.“

Geographie. „Also, mein Kind, die Antipoden gehen zu Bett, wenn wir aufstehen.“ — „Ist Papa auch Antipode?“

Zeichen der Zeit. „Stellen Sie sich vor: Ich habe eine Heiratsanzeige aufgegeben, und wissen Sie, wer sich als erste gemeldet hat?“ — „Nun?“ — „Meine eigene Braut!“

Der Floh. Ein Mann mit Hund und ein Mann ohne Hund stehen in der gerammelt vollbesetzten Straßbahn. — Sagt der ohne Hund: „Sie, Herr, rufen Sie mal ihren Hund weg. Ich spüre schon, wie mir ein Floh am Bein hochkriecht!“ — Sagt der mit Hund: „Komm her, Schnauzi, der Herr hat Flöhe!“

Aus der Mädchenschule. „Wie heißt die Leidende Form von „Ich küsse“? — „Ich küsse nicht!“

Kindermund. Der kleine Mof sieht da und denkt nach. „Was überlegst du denn so eifrig?“ fragt ihn Mutti. — „Na“, sagt er, nicht wahr, wenn man sich schämt, wird man rot?“ — „Gewiß“, nicht Mutti. Mofchen denkt wieder nach. Dann fragt er: „Und warum, mücht ich wissen, schämt sich Onkel Hermann immer bloß mit der Nase?“

Empfindlich. Ein Arzt wird zu einer ältlichen Dame gerufen. „Nein, gute Frau, wo fehlt's denn?“ — Die Dame war über diese Anrede sehr erobst und sagte: „Ich bin die Gattin des berühmten Tenors.“ — „Na“, sagte achselzuckend der Arzt, „das tut mir leid, von dem Nebel kann ich Sie nicht befreien.“

Die sonderbare Welt

Schädlich konfessionierte Götter gab es bis zur Revolution des Jahres 1912 in beträchtlicher Anzahl in Tibet, der Mongolei und Nordchina. Bekanntlich läßt die Religion dieser Länder den Glauben an lebende und zwischen den Menschen wandelnden Götter zu, und so gab es etwa einhundertfözig Mönche, die für sich göttliche

Würde in Anspruch nahmen. Jeder von ihnen mußte aber bei einem bestimmten Anlaß in Peking eine ordnungsgemäße Konzeffion erwerben, wobei ihm zu verstehen gegeben wurde, daß im Falle schlechter Ausführung nicht nur seine Konzeffion zurückgezogen würde, sondern man ihm auch für immer das Recht der Reinkarnation verweigern werde.

Kinderheiraten und vorzeitige Mutterschaft sind auf der Welt noch immer vielfach verbreitet. Sogar in den Vereinigten Staaten, die doch keineswegs von orientalischen Bräuchen beherrscht sind, kommt durchschnittlich alle drei Stunden ein Kind zur Welt, dessen Mutter im Alter zwischen zehn und vierzehn Jahren steht.

Viele mittelalterliche Bräuche sind auch heute noch lebendig. So gibt es noch immer Hunderte von Mauern umschlossene Städte, deren Tore bei Nacht versperrt werden; dies ist zum Beispiel in Peking in China der Fall, einer Stadt mit einer Million und vierhunderttausend Einwohnern. Noch immer gibt es auch zahlreiche Bibliotheken, in denen die Bücher mit Ketten an den Schränken befestigt sind, wie in der Kathedrale von Hereford in England.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch. Drakowa Nr. 32. Post Modlan bei Teplitz-Schönbau.

SCHACHAUFGABE Nr. 258.

Von R. S. Schabunalo, Tamboff.

Schwarz: Ke3, Tc2, f1, La6, c1, Sd1, g1, Bb2, c5, d3, d7, e2, f6. (13)



Weiß: Kg6, Dd6, Th2, La8, Sb3, f4. (6)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 255: Sd3—e5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Tepper Franz, Karlsbad; Dinnebler Emil, Tetschen; Hanisch Anton, Kunnersdorf b. Zwickau; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Chimiak Teodor, Lohmüller Hans, Habl Erwin, Nestersitz; Schöffel Anton, Schöbritz; Robek Franz und Walter Ludwig, Kwikau; Kraus Gerhard, Turn; Tessa Franz, Suchel; Ulbert Rudolf, Prosditz; Triltsch Gustav, Wisterschan; Schubert Josef, Kotschken b. Aussig.

T. F., Karlsbad. Wegen Portoersparnis genügt es, die Lösungen 14tägig einzusenden.

B. W., Arnsdorf b. T. Nr. 28 ist korrekt, wird gebracht.

D. E., Tetschen. Als unserem Mitarbeiter die vollste Anerkennung (200. Lösung).

PARTIE Nr. 92.

Damenbauernspiel.

Gespielt im Leningrader Turnier 1929.

Weiß: Lebedeff. Schwarz: Czach.

1. d2—d4 Sg3—f6
2. e2—e3

Zu passiv und Schwarz bekommt ein bequemes Spiel.

2. d7—d5
3. Lf1—d3 e7—e6
4. f2—f4

Es ist schon oft gesagt, daß dieses System dem Weißen nichts einbringt.

4. Lf8—d6

Jetzt öffnet sich Schwarz mit besserer Aussicht die Linien, Besser war wohl Df3.

5. c7—c5
6. c2—c3 c5×d4!
7. c3×d4! Sb8—c6

Hier war Sf3 besser.

8. Dd8—b6
9. 0—0 Lc8—d7
10. a2—a3 Ta7—c8

Wenn b4, so S×d4.

11. 0—0
12. Sg3—e5 h7—h6

Es drohte Sg5 mit großen Unannehmlichkeiten.

13. b2—b4

Dies führt zu Bauernverlust. Es scheint trotzdem das Beste für Weiß zu sein, denn auf andere Züge geht der Läufer c1 nicht zu entwickeln.

13. Sc6×d4
14. Lc1—b2 Sd4—b5
15. Se5×d7

Hier sollte Sg4 kommen.

15. Sf6×d7
16. Dd1—g4 Sb5—c3!

Dieser Springer drückt nun stark auf das weiße Spiel. Wie leicht ersichtlich, ist es gefährlich, den Bauern e3 zu nehmen.

17. Tf1—f3 Sd7—f6
18. Dg4—h4 Db6—d8!

Schwarz verteidigt sich kaltblütig.

19. Tf—g3 Sf6—e4!
20. Dh4×h6 Dd8—f6
21. Dh6×f6 Se4×f6
22. Kgl—f1

Es ging nicht 22. Tc1, Sf—e4; 23. L×e4, Se2+; 24. Kf1, S×g3+ und Schwarz gewinnt.

22. Ld6—e7
23. Sh3—f2

Jetzt war Tc1 wegen Sa4 auch schlecht.

23. Tc8—c7
24. e3—e4

führt zur schnelleren Entscheidung. Selbstverständlich ist die Partie für Weiß wegen der schlechten Turmstellung auf g3 immer verloren.

24. d5—d4
25. Tal—c1 Tf8—e8
26. Kf1—e1

Weiß befindet sich in großer Zeitnot.

26. Sf6—d7
27. e4—e5 Sd7—b6
28. Ld3—e4

Weiß konnte schon aufgeben. Die Partie ist nicht mehr zu retten, denn Bauern- und Figurenstellungen von Weiß sind ungünstig.

28. Sc3×e4
29. Tc1×c7 Tc8×c7
30. Sf2×e4 Le7—h4
31. Lb2×d4 Tc7—e4
32. Se4—f6+ Kg8—h8
33. Ld4×b6 a7×b6

Weiß gibt auf.

33. Ld4×b6 a7×b6

Anmerkungen von M. M. Bottwinnik.